

D's Evangelium Lukas bärndütsch [Johann Howald]

Autor(en): [s.n.]

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **20 (1936)**

Heft 11-12

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

möglich in einer besondern Wochenstunde — das erste klingt uns zu unbestimmt; die besondere Wochenstunde empfehlen wir auch, aber Dieth sagt nicht, woher er sie nehmen will, während wir wenigstens sagen, woher wir sie nicht genommen wissen wollen, nämlich nicht von der bisher der Muttersprache gewidmeten Stundenzahl. Mit seiner Forderung einer einheitlichen mundartlichen Rechtschreibung sind wir durchaus einverstanden, aber nicht für die Schule, sondern für die mundartliche Dichtung, die dann in der Schule gepflegt werden kann. Vor allem aber möchte Dieth, daß wieder mehr Mundart gesprochen werde, wo heute Schriftdeutsch „Mode“ sei, „bi zahlreiche Glegeheite“ (was zwar nicht gerade urchig klingt), auch in der Predigt. Gewiß kann in volkstümlicher Politik und im Vereinsleben da mehr geschehen als bisher, aber man bedenke auch: wenn wir so wenig als möglich schriftdeutsch sprechen, so verlernen wir die Fähigkeit dazu, denn die will auch geübt sein. Uns kommt es weniger auf die Masse an mundartlicher Rede an als auf die Güte der Mundart, und wenn Dieth das sprachliche Gewissen auch in dieser Richtung wecken will, hat er recht. Es ist in den meisten dieser Vorträge, besonders jeweilen in der folgenden Aussprache, allerlei Mundart gesprochen worden, die keine Mundart mehr war; Dieth z. B. möchte „im richtige psychologische Moment“ (der richtige Moment ist immer der psychologische und umgekehrt) „en sprachliche Standard uffchtele“. Wenn er die Mundart vor allem „i der persönlichste Sphäre“ benützt wissen wollte, hatte er gewiß recht, aber urchig mundartlich war das nicht gesagt. Er hält es für „psychologisch und geistig verderblich“, daß wir ständig zwischen zwei Sprachformen umherschwanken; wenn aber zu Schriftdeutsch und Schweizerdeutsch noch Griechisch kommt, wird es nicht klarer, im Gegenteil, — oder was ist hier der Unterschied zwischen psychologisch und geistig? Ein Pfarrer sprach mit Begeisterung für die Mundart und erklärte: „Jedi Schpraach ischt doch der Ausdruck eines beschtimmten Geisichtes“ (das war „der Ausdruck eines zimli unbeschtimmten Geisichtes“). Ein Dr. phil. sprach vom „feelsche Duktus der Schprachführig“. Baer erklärte, sein Ideal wäre das Zürichdeutsch seiner Großmutter, und er werde seine Aktion „mit ere vil größere Vere“ als bisher „zum Sieg führe“ (ob die Großmutter dieses Zürichdeutsch verstanden hätte?). Aber es ist eben verteuftelt schwer, eine solche Aussprache in reiner Mundart durchzuführen, und selbst dem Schriftführer des Deutschschweizerischen Sprachvereins, der nach dem Beispiel der andern schweizerdeutsch sprechen zu müssen glaubte, unterließ der schöne Satz, man sollte „a d' Preß gelange“.

Hoffen wir, die Bewegung bleibe in vernünftigen Bahnen und hüte sich vor Uebertreibungen.

D's Evangelium Lukas bärndütsch

vom Johann Howald. Verlag: Buechhandlung vo dr Ev. Gesellschaft z' Bärn. 1936 (Preis 2 Fr. 50).

Nach der eigenartig kräftigen plattdeutschen Uebersetzung des Neuen Testaments, die 1933 Johannes Jessen herausgegeben hat, war zu erwarten, daß nun auch ein schweizerdeutscher Versuch gemacht werden würde; das plattdeutsche Vorbild mußte mächtig dazu anregen. Die Vorrede gibt denn auch die Anregung durch Jessen zu. Auch daß man zuerst die Uebersetzung eines einzelnen Buchs der Bibel, und voraussichtlich eines der vier Evan-

gelien, unternommen werde, war gegeben; man mußte mit dem leichtesten Teil der Aufgabe beginnen¹⁾. So haben wir denn jetzt ein Stück Bibel auf Berndeutsch vor uns. Und ich gestehe, daß mich das freut. Ich denke auch, daß es im Kanton Bern Lehrer, besonders aber Sonntagschullehrer gibt, die von dem Büchlein Gebrauch machen werden, obgleich für diese Zwecke bereits brauchbare Lehrmittel zur Verfügung stehen und der bodenständige bernische Pietismus Leute von jeher besitzt, die aus eigener Kraft biblische Geschichten in echter Mundart zu erzählen vermögen.

Bei der Beurteilung einer Bibelübersetzung kann man von verschiedenen Forderungen ausgehen und entweder vor allem wissenschaftliche Treue der Wiedergabe verlangen oder kraftvoll echte Sprachkunst; auch steht der Uebersetzer vor der Frage, ob er sich aus praktisch-erzieherischen Gründen an den vertrauten lutherischen Wortlaut anschließen oder von diesem sich völlig freimachen sollte, beides läßt sich verteidigen. Sowald scheint nicht zuerst an eine wissenschaftlich genaue Wiedergabe der griechischen Vorlage gedacht zu haben. Die Lutherbibel aber ist einem im Schuldienst ergrauten Lehrer natürlich so lieb geworden, daß es verwundern mußte, wenn sie ihm nicht bei aller Verwurzelung in der Heimatsprache eben doch als die eigentliche richtige und wirkliche Bibel von selber unverdrängbar vorschwebte, während er dolmetscht. So ist denn dieses Büchlein zwar ein berndeutsches Stück Bibel, aber keine sprachschöpferische Tat. Diese Uebersetzung gleicht eigentlich weniger der plattdeutschen Jessens, an die sie sich immerhin da und dort anlehnt, als etwa der (ebenfalls plattdeutschen) Bugenhagens, die 1885, wohl etwas der Sprachform unserer Zeit angepaßt, in Kropf wieder herausgegeben worden ist und kaum viel anderes bietet als die Uebersetzung Luthers in plattdeutschen Wortformen. Schwerlich wird ein Leser bei Howald für sein Verständnis des Evangeliums etwas finden, was über Luther hinausführt.

Ob wohl der betagte bernische Uebersetzer oder ein Nachfolger sich daran machen wird, weitere Stücke der Heiligen Schrift zu verberndeutschen? Ich denke, das würde sich kaum über die erzählenden Bücher hinaus führen lassen. Die langen und vollgeladenen Sätze der paulinischen Briefe berndeutsch wiederzugeben, wird schwerlich gelingen. Jessen und vor ihm ein Ungenannter (für die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft, Berlin 1931) haben das Wagnis mit dem plattdeutschen Neuen Testament auf sich genommen. Allein ihr Niederdeutsch hat eine andere, stärkere literarische Ueberlieferung und Stütze als unser Schweizerdeutsch. Zudem: den Stil Howalds mußte man dann verlassen und sich, wie schon Jessen, zu einer Wiedergabe entschließen, die nicht bloß Bibelübersetzung, sondern bereits Bibelklärung ist. An der Bibel kann es lernen, wer es sonst noch nicht gemerkt haben sollte: zu allem ist unsere Mundsprache nicht geschickt, für die Wiedergabe der Bibel bedarf es einer ausgebildeten Sazkunst, die wir erst schaffen müßten, und diese erneuerte alemannische Sprache wäre dann nicht mehr die uns vertraute und unerseßlich teure Herzenssprache.

Howald hat begonnen; es sei ihm dafür gedankt. Entweder bleibt es bei diesem Anfang, dann wissen wir,

¹⁾ Der Provenzale Mistral hat, offenbar durch die heimische Landschaft angeregt, sich zuerst an das erste Buch Moses, das Buch der wandernden Hirten, gemacht: La Genèsi.

daß es keine berndeutsche Bibel geben kann — und noch viel weniger eine in anderer schweizerischer Mundart —, daß die Zeit dafür vergangen ist und nicht wieder kommt, oder es macht's noch einmal einer besser als Howald, dann bleibt es dessen Verdienst, den Nachfolgern die Bahn gebrochen zu haben. Bl.

Geschäftliches.

An die Bezüger der „Muttersprache“. Dank dem Entgegenkommen des Deutschen Sprachvereins findet trotz der Abwertung des Schweizerfrankens keine Erhöhung des Bezugspreises von 3 Fr. statt.

Eine „alemannische“ Schulstunde.¹⁾

Lehrer: So, ehr Chind, of 's nächst mol töred ehr jeh en Uffsägli mache in eurer Sproch, of Schwizertütsch, gad wie-n-ehr reded. Jeh müend ehr nüme hochtütsch schribe. Wöffed ehr, z' Zöri one isch en große, gschide, gschide Ma, de het gseit, es sigi e Schand, daß d' Schwizerbuebe ond Meitli i dere Schwobesproch müesed schribe; si fötted Schwizertütsch schribe, wie-n-ene de Schnabel gwachsen ischt. Das sei nötig, wem-me di eigenössfisch Seel wöll rette vor dem böse Hitler. Das chöni me ganz guet mache; es bruchi nünt als no e paar gschidi Manne wie-n-er en sei, — me seit dene Schenih — wo-n-omal vora gangid. Ond gescht han-i im Tagblatt glese, de Bundesrot z' Bern obe hebi bschlosse, me machi's jeh eso. Also schribed mer of morn e schös Uffsägli über de Chinderfeschtzoog.

Am andere Tag:

Lehrer: So, jeh wöm-mer luege, was ehr junge Schwizere do gschrebe hend in eurer Schwizersproch — me seit ere au Alemannisch. Se, Heiri, les emol, wa du heischt.

Heiri: De Chinderfeschtzoog.

Lehrer: Jä los, egetli tarischt du nöd schribe Feschtzoog, du muescht schribe Zug.

Heiri: Aber mer säged doch Zoog, ond Sie hend jo gseit, mer töred schribe, wien is de Schnabel gwachse sei.

Lehrer: Jo, seb scho; aber die Sach ischt halt doch nöd eso efach. Es get halt aller Gattig Schwizer und Schwizertütsch. Es get Sanggaller (seb sind jo scho di beschte) ond Sanggalertütsch (seb ischt jo scho s' schönst), aber denebed get's halt glich o no Appenzeller ond Turgauer ond di sebe Zöripieter ond Berner ond Basler ond no allerhand förigi, ond wenn do jede wött schribe, wie-n-ehm de Schnabel gwachsen ischt, so gäb's halt doch en schüllige Dörenand.

Heiri: Aber wie söled mer denn schribe?

Lehrer: Lofed, Chind. Me cha do natürlig nöd jede gad eso macha lo; do mues Drnig si. Drom het de seb groß gschid Ma z' Zöri one no ane paar andere gschide Mane grüeft, luter Scheni, e ganzi Komission; das ischt ebe di eigenössfische Seelerettigshenihkomission. Da ischt e chli en lange Name, drom het me-ne e chli abkürzt met den Anfangsbuechstabe, wie me's jeh macht: Eiggenössfische Seelerettig get Eisere, ond Schenihkomission Züri get Schefozü, zeme macht das Eiserechefozü. Säged das emol ali metenand: Eiserechefozü!

¹⁾ Vor dem trockenen Inhaltsverzeichnis, das das vierte Jahrfünft unjeres Blattes zusammenfaßt, sei es dem Schriftleiter erlaubt, zum fröhlichen Abschluß einen kleinen Scherz zu bringen, den er an der Jahresversammlung in St. Gallen zum Nachtsch gebracht und der auf einen Gegenstand zielt, der uns im letzten Jahrgang stark beschäftigt hat. (An dem Beispiel der Aii-Sprache ist der eidgenössische Seelenretter natürlich unschuldig.) Man denke sich etwa eine vierte Primarklasse in St. Gallen.

Schüler: Eiserechefozü! Eiserechere! Eiserechere!

Liseli: Herr Lehrer, mer werd's bi dem Wort hochübel!

Lehrer: Aber, aber, Liseli, wie redscht au!

Liseli: Schwizertütsch, Herr Lehrer.

Lehrer: Seb scho, aber losed, wan i ha wöle säge: Also die Eiserechefozü ischt zämegesse ond het vo ale Sorte Schwizertütsch e chli usg'lese ond zemetstellt: e chli Sanggallerisch, aber nöd gad vil, wil mer doch eso wit ewegg sind, vil vil Zöritütsch ond Berntütsch, o öppe-n-e chli Baslerisch, daß di sebe ehri böse Müller nöd alewil offe hend. Es chont halt droff a, wie di meischte Lüt redid; drom hem-mer fern ali Söntig e schwizerischi Volksabstimmig g'ha zom Luege, wie d' Lüt wönd säge. Ond wil halt di meischte Schwizer säged Zug ond nöd Zoog, so müend ehr jeh halt schribe: de Chinderfeschtzug.

Heiri: Jeh freut's mi no halbe. Zug — so säged jo d Schwobe-n-au; do chont's jo grad of 's glich use.

Lehrer: Les du jeh witer!

Heiri: Wemme-n-omal en Chinderfeschtzug g'fäe het...

Lehrer: Jä los, du tarischt nöd schribe emol; du muescht schribe: emal.

Heiri: Aber mer säged doch emol!

Lehrer: Seb scho, aber d'Eiserechefozü het jeh halt emol bschlosse, me müesi säge emal. Me seit jeh halt efach emol emal.

Schüler: Aber Herr Lehrer, Si säged jo selber emol! Chönd Si denn die Sproch selber o nöd?

Lehrer: Mached mi nöd verrocht met eune tomme Froge. Les du witer, Heiri!

Heiri: Wemme-n-omal en Chinderfeschtzug g'fäe het, jo cham-me das efach nöd vergeffe.

Lehrer: Scho recht, aber me seit nöd nöd; wie seit me-n-echt, Marili?

Marili: Z' Zöri one seit me nüid; mi Mama ischt vo Zöri, die weiß es.

Lehrer: Zojo, aber i der Beziehung gelt jeh halt emol, beziehigswis emal, nöd Zöritütsch, reschpektive nüid Züritütsch, sondern Berntütsch; drom seit me: nüid. Da ischt, das me da schön berntütsch Spröchli cha b'halte: Nume nid gsprängt. Me seit also nöd nöd, beziehigswis nüid nöd ond au nöd nüid, reschpektive nüid nüid, me seit efach nüid. Dihäm töred ehr säge nüid, aber i de Schuel vom achti bis am elfi müend ehr säge nüid, ond denn vom elfi bis am zwölfi, wenn ehr hochtütsch, di seb Fröndsproch hend, denn säged ehr nicht, ond dehäm bis am zwei wieder nöd ond am Romittag i de Schuel denn wider nid. Hend ehr mi verstande?

Heiri: Nöd eso recht.

Lehrer: Jeh han-i doch gad g'seit, me sägi nüid eso recht. Verschtofsch es all no nöd?

Heiri: Herr Lehrer, jeh hend Si jo selber gseit nöd!

Lehrer: Ach was, i chome selber nöd, beziehigswis nüid, reschpektive nid druß. De Tüfel holi di ganz Eiserechefozü samt dm eigenössfische Seelbar!

Inhaltsverzeichnis zu Jahrgang 16—20 der „Mitteilungen“.

Die erste Ziffer bezeichnet den Jahrgang, die Doppelziffer die Nummer.

Die nicht unterzeichneten Beiträge stammen vom Herausgeber.

Abkürzungen:

M: An unsere Mitglieder.

Bt: Büchertisch.

A: Allerlei.

Sch: Schärfung des Sprachgefühls.

Bf: Briefkasten.